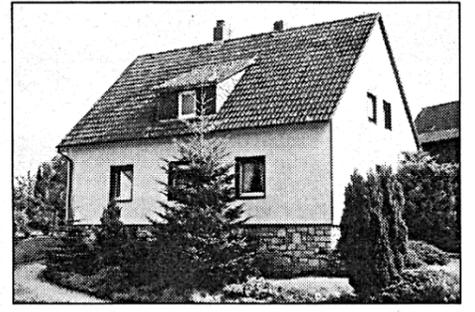




wir hier

in Oberstedten (XLI)



So war es vor 50 bis 100 Jahren (8)

„Ihr Kartoffelabgabe-Soll beträgt in diesem Jahr 70 Zentner.“ Kurz und bündig der Bescheid des Bürgermeisters Jean Sauer vom 16. Oktober 1947 an einen Nebenerwerbslandwirt. Schon Monate vorher war von Amts wegen mitgeteilt worden: „Die Genehmigung zur Hausschlachtung wird nur bei rechtzeitiger und vollständiger Erfüllung der Ablieferungspflicht erteilt“, selbst für Heu und Stroh wurde die Umlage auf je „mindestens 100 Kilogramm“ festgelegt. Noch im März 1948 wurde im „Veranlagungsbescheid für die Ablieferung von Kartoffeln 1948/49“ eine Ablieferungspflicht von 37 Doppelzentnern (dz) angeordnet. Wörtlich: „Es wird Ihnen geraten, Ihre Gesamterzeugung an Kartoffeln so einzurichten, dass die Erfüllung des auferlegten Ablieferungssolls möglich ist... Bei Nichterfüllung behält sich die bewirtschaftende Stelle ein Rückgriffsrecht auf die Selbstversorgung vor.“

Wenn es auch an vielem mangelte, nach beiden Kriegen ergriffen die Bürger bald die Initiative und einige machten sich im wahrsten Sinne des Wortes an den „Aufbau“: So hat im Herbst des Jahres 1918 der Weißbinder Wilhelm Fischbach das von einer Truppeneinheit in den Bornwiesen abgelegte Fachwerk eines ausländischen Hauses von einem Major erworben, dieses auf seinem Grundstück in der Häuserstraße aufgestellt, den dort vorgefundenen Lehm mühevoll in Backsteinform getrocknet (nicht gebrannt!) und damit das Fachwerk ausgefüllt. Diese Bauweise hat sich bis heute bewährt, wie die Nachkommen des Erbauers bestätigen.

30 Jahre später, im Jahr 1948, suchten und fanden mehrere Männer aus Stedten Arbeit in einer nahen Ziegelei, im Volksmund „Russe-Fabrik“ genannt, was aber nichts zu tun hat mit den Bewohnern jenes riesigen Landes im

Osten, sondern auf das Französische „roux“ = rötlich (gemeint ist die Farbe der Steine) zurückzuführen ist, wie der Schulkamerad des Autors, Ludwig Calmano, ein rühriger Mitarbeiter im „Verein für Geschichte und Heimatkunde Oberursel“ und exzellenter Kenner der Geschichte seiner Heimatstadt, weiß. Die Männer wollten und erhielten für ihre Arbeit kein Bargeld, sondern Backsteine, und so konnten in schwieriger Zeit die Häuser Barth, Fetz und Grünwald (im Dachgiebel verewigt „Notzeit 1948“) und Matthay in der Saalburgstraße, sowie Mengel-Pichlo in der Häuserstraße errichtet werden.

Nicht weniger schufteten zur gleichen Zeit die oft überforderten Frauen: Emmi Brüggemann mit den Kindern Hildegard und Friedel, Hilda Fackert mit der Tochter Magdalene, fuhren morgens mit der Tram nach Frankfurt, um in der in weiten Teilen zerstörten Stadt Backsteine, Stück für Stück, für den Umbau des Hauses „Westerwälder Hof“ aufzuarbeiten. Nachmittags erschien dann der hiesige Unternehmer Friedrich Eich, als „Schnellverkehr“ bekannt, und holte mit seinem Holzvergasen die Steine und die „Stedter Trümmerfrauen“ samt Anhang ab, denn über Nacht wäre von den begehrten Steinen nichts mehr zu sehen gewesen.

Zu jener Zeit wurden die Baugruben noch in Handarbeit ausgehoben (bei steinigem Untergrund mit dem Pickel), die Erde in Schubkarren abgefahren, der Speis mit der -hack in der -spann angerührt und vom „Hannjer“ in dem dann rund 50 Pfund schweren „Vogel“ auf der Schulter über Leitern zu den Maurern gebracht. Man konnte den Speis auch in Eimern über eine Rolle hochziehen, aber in den Vogel ging die doppelte Menge und es wurde nur eine Hilfskraft benötigt, anders als beim Schocken der Steine von Mann zu Mann. Vie-

le der Männer vom Bau arbeiteten im Winter beim Holzeinschlag im Wald, also ganzjährig „Knochenarbeit“.

Was ist nicht alles anders geworden. Heute wird in Stedten kein Brot mehr gebacken, sondern nur noch verkauft. Bei noch nicht einmal 1 700 Einwohnern in den 1930er Jahren gab es hier fünf Bäckerläden, vier Geschäftsleute fuhren ihre Ware im Einspänner mit der typischen Bäckerkutsche aus, der Fünfte wurde „Mucke-Bäcker“ genannt, weil er noch eine Schweinezucht betrieb. Der Meister Reuter bot auch Lebkuchen und Marzipan an, Zeitzeugen zufolge damals noch eine Rarität. An die Lebkuchenherstellung in seinem Elternhaus erinnert sich Heinz Braun: „Zutaten waren Mehl, Honig, Nelken, Zimt, als Treibmittel Pottasche und anderes mehr. Das Rezept war ein Familiengeheimnis.“ Die Lebkuchenherzen wurden auch in der Wetterau verkauft. Zunächst nahmen hiesige Frauen die Bestellungen auf: Große Herzen mit Zuckerguss und Beschriftung oder kleinere mit aufgeklebten Bildern. Zur Weihnachtszeit fuhren die Frauen mit der Bahn bis nach Eschersheim und brachten die Ware dann zu Fuß zu den Bestellern, zum Beispiel in Rendel im Niddatal.

Bei den Metzgern hingen am Schlachttag die Schweinehälften sichtbar in den Höfen und in den Läden verlangten manche „En Schnibbel Worscht!“.

Beim Friseur nahmen die Männer noch auf dem Rasierstuhl mit dem Klappsitz Platz, der Friseur Reinbothe begrüßte jeden Kunden mit „Eine Minute bitte!“, auch wenn etliche noch vor ihm zu bedienen waren. Sein Berufskollege Karl Bubser, ausgebildet in „Erste Hilfe“, konnte Wunden verbinden, „Aachedeckel erumdrehe“ und dergleichen mehr.

In der Altkönigsstraße bot ein Käsehändler sei-

ne Ware an, wenig bekannt ist, das der Handkees oft in den Kuhställen aufbewahrt und dann „mit Musigg“ zubereitet in den Gaststätten verzehrt wurde. Schwächlinge wurde übrigens „Handkeesstemmer“ genannt.

Wie in allen Lebensbereichen kam es auch sprachlich nach dem letzten Krieg zu einschneidenden Veränderungen.

Viele, früher geläufige Begriffe sind heutzutage weithin unbekannt: Ackerwaach = zum Ziehen, Binner = zum Ernten, Kaddoffelschleuder = zum Ausmachen, Vorschäler = kein Küchenhelfer, Mistkratzer = Hühner und Hähne, Baamkratzer = Schaber, Vogelscheuch = Vogelabwehr, Schmaasmick = Schmeißfliege, Hasebrot = Brot, das der Vater nach der Arbeit wieder mit nach Hause brachte, bei den Kindern sehr begehrt.

Und: das mundartliche Gebabbel wird in wenigen Jahren nicht mehr zu hören sein. In Stedten uffgeschnabbt und uffgeschriwwe: „Merr schwätze, wei uns de Schnawwel gewachse ess!“ „Der wollt merr was uffbenne, do sein ich fuchdisch worn!“ „Heilicher Bimbam noch emol!“ „Ich hunn schnell getrunke, weil ichs all wollt hunn!“ „Jetzt hunn ichs awwer Ures!“ „Glaab mersch, dei bedappelts nett!“ „Mach doch desdewesche su kaan Umbra unn kaa Gesums!“ „Dess hatt mich gefuchst, do sein ich gaschdisch worn, ich hatt awwer aach Roches unn koom in Raasch!“ „Dei mächt aam ganz meschuge!“ „Loss dich haamgeie!“ „Komm, gieh fort!“ „Des iss enn Uuflood unn sei Fraa e Gewirreroos, dei mache enn mords Halles!“ „Hier doch uff, dess sein doch Greulleut!“ „Gemorje, Genowend!“ „Die Keu mett de dreckichste Schwenz haache om meiste im sich!“ Wahr isses...

Fortsetzung am 17. Oktober 2002

„wir hier - in Oberstedten“ ist eine regelmäßig erscheinende Serie, die in Zusammenarbeit mit Erwin Herzberger (Manuskript), Zeitzeugen, den auf dieser Seite mit Anzeigen vertretenen Unternehmen und der Oberurseler Woche entsteht.

Bild oben links: Haus Fischbach-Schreiber 1918 in Selbsthilfe errichtet, Lehm vom selben Grundstück.

Bild oben rechts: Haus Matthay. 1948 in der „Russe-Fabrik“ als Arbeitslohn Backsteine statt Bargeld. Foto: Schnabel



Bild links oben (linkes Porträt): Schlossermeister Jean Hein (1889 – 1969) machte sich in den schweren 1920er Jahren selbständig, brachte anfangs selbst sechs Meter lange Eisenstangen mit dem Fahrrad von Oberursel in seine Werkstatt. 2002 konnte das 75-jährige Firmenjubiläum groß gefeiert werden.

Eine der Lebensweisheiten des Gründers: „De ‚Wann ich‘, de ‚Hätt ich‘ unn de ‚Deet ich‘ dess worn all kaa Kerle, bloos de ‚Hunn ich‘!“

Bild links oben (rechtes Porträt): Heinrich Hölscher (1907 – 1979). Als Portefeüller erlernte er die Anfertigung feiner Lederwaren, als Sattler lieferte er maßgerechtes Geschirr noch für die letzten hiesigen Arbeitspferde und als Tapezierer klebte er, der Zeit gemäß, erst Makulatur in Form von Zeitungsblättern auf die Lehmwände, darauf dann die Tapete. Sein Spruch: „Heut mach ich mei Lääf unn mein Gäng!“

Bild links unten: Stedter Feuerwehrfrauen im Zweiten Weltkrieg. In der Mitte Kommandant Wilhelm Desor (stehend).

